

Mediengattung: Online News

Visits (VpD): 0,241 (in Mio.)¹

Nummer: 4720666239

Weblink: https://www.echo-online.de/lokales/darmstadt/in-corona-zeiten-sterben-manche-menschen-einsam_22632711

¹ von PMG gewichtet 09-2020

In Corona-Zeiten sterben manche Menschen einsam

Wegen der Pandemie können Hospizdienste Sterbebegleitung nicht immer so leisten, wie es nötig wäre. Auch in Darmstadt sind Todkranke und ihre Angehörigen betroffen.

DARMSTADT - Sterbende auf ihrem letzten Weg begleiten. Den Angehörigen Trost spenden. Ansprechpartner für das Unaussprechliche sein. Mit Worten, und Gesten Halt geben, auch Entlastung – all das leisten Hospizdienste. Normalerweise. Doch die Corona-Pandemie hat Angebot und Selbstverständnis der Mitarbeiter auf eine harte Probe gestellt. „Die Verzweiflung war gerade am Anfang groß“, erinnert sich Ulrike Dürr an die erste Infektionswelle im Frühjahr. „Im März sind wir in einen kompletten Lockdown gegangen, haben neun Wochen gar nicht begleitet“, sagt die Leiterin des Malteser Hospizentrums Darmstadt/Südhessen.

Die Ehrenamtlichen unterstützen Betroffene dabei, ihre letzten Wochen oder Monate selbstbestimmt und würdevoll zu leben. Dazu gehört auch, die Hand zu halten, am Bett zu singen, ein Gedicht vorzulesen. Doch was, wenn das nicht mehr geht? Wenn Nähe plötzlich gefährlich ist?

Von heute auf morgen haben die Malteser auf telefonische und digitale Begleitung umgestellt, „ein Schock für alle“, sagt Dürr. Plötzlich war den Ehrenamtlichen nicht mehr erlaubt, in die Familien zu gehen. Ähnliche Erfahrungen machte der Evangelische Hospiz- und Palliativ-Verein. „Wir haben die Begleitung unserer Ehrenamtlichen erst mal ausgesetzt“, erklärt Koordinatorin Anneli Lichtenberger. Lediglich die fünf Hauptberuflichen haben geschaut, was überhaupt möglich ist. Und das war nicht viel. Besuchsverbote in Alten- und Pflegeheimen, in Hospizen, im Krankenhaus machten Sterbebegleitung quasi unmöglich.

Einerseits dienten die Besuchsverbote dem Schutz der Patienten, Bewohner und Pfleger, aber freilich auch der Ehrenamtlichen. Beim Malteser sind das rund 90, von denen gut ein Drittel zur

Risikogruppe gehört. Beim Evangelischen Palliativ-Verein engagieren sich 70 Menschen, auch hier sind einige besonders gefährdet.

Außerdem galten die Hospiz-Dienste lange nicht als systemrelevant. Das änderte sich erst mit der Hessischen Lockdown-Verordnung vom Oktober. Seitdem ist Sterbebegleitung offiziell wichtig für die Gesellschaft. „Für den Erfolg haben wir lange gekämpft“, sagen Dürr und Lichtenberger. „Grundsätzlich dürfen wir jetzt wieder in die Einrichtungen gehen, wenn diese das erlauben.“ Doch Besuche sind weiter nur unter Beachtung der Hygienekonzepte und mit Abstand und Maske erlaubt.

„Viele Patienten haben sich daran gewöhnt und sind dankbar, dass überhaupt jemand kommt“, so Lichtenberger. Auch die Malteser können durchaus Positives berichten. „Jetzt, in der zweiten Welle, stehen wir schon ganz anders da“, erklärt Dürr.

Vieles ist Routine geworden. „Die Einschränkungen konnten zum Teil durch Kreativität überwunden werden“ berichtet Sabine Schröder-Kunz, die bei den Maltesern in erster Linie Angehörige Sterbender begleitet. „Man kann auch mal gemeinsam spazieren gehen.“ Bei den Telefonaten habe sie zudem gemerkt, dass fehlende körperliche Nähe auch befreiend sein kann. „Die Leute haben sich geöffnet, gerade weil sie kein direktes Gegenüber hatten.“ Daraus hätten sich sehr schöne Gespräche ergeben. „Und manchmal habe ich am Telefon einfach nur dem Weinen zugehört.“

Kreative Lösungen haben auch Lichtenberger und ihre Mitstreiter gefunden. „Wir ermöglichen die Kommunikation zwischen Patient und Angehörigen mit Smartphone oder Tablet.“ Und in ihrer Tasche steckt stets ein DIN-A5-Foto mit

ihrem lachenden Konterfei. „So kann ich den Leuten zeigen, wie ich ohne Maske aussehe.“

Insgesamt hat sich die Situation im Vergleich zum Frühjahr zwar verbessert, doch manche Probleme bleiben. Denn trotzdem heißt es: Nähe geben, ohne nah zu sein. Eine große Herausforderung, die nicht immer gelingen kann. Das schlägt sich auch in der Statistik nieder. So sind die Begleitungen im Erwachsenen hospizdienst der Malteser im Vergleich zum Vorjahreszeitraum um 30 Prozent eingebrochen. „Vor allem die Anfragen aus stationären Einrichtungen sind seit März um fast die Hälfte zurückgegangen“, zählt Dürr. „Ähnlich beim Hospiz- und Palliativ-Verein: Nachdem die Nachfrage in den vergangenen drei Jahren kontinuierlich gestiegen war, ist sie mit zurzeit 20 bis 25 aktiven Begleitungen deutlich gesunken. „Wir machen Sterbebegleitung mit Abstrichen“, sagt Lichtenberger. Für Schwerhörige oder an Demenz erkrankte Menschen etwa bleibt die Situation mit Maske und Abstand schwierig. „Sie brauchen die Mimik.“ Andere können die digitalen Angebote nicht nutzen. „Nicht jeder hat Kraft zum Telefonieren.“ Auch Spaziergehen an der frischen Luft kommt nicht für jeden infrage. Das hat Folgen. „Viele alte und kranke Menschen wurden nur durch Besuche am Leben erhalten“, fügt Dürr an. Konkret bedeutet all das: Manche Menschen sterben einsam.

Noch komplizierter ist die Begleitung im Kinderhospizdienst, wo körperliche Nähe eine viel größere Rolle spielt. Das hat Cornelia Dungi-Pfeiffer schmerzlich erfahren. Die Ehrenamtliche der Malteser begleitet seit zwei Jahren einen todkranken Jungen, hat ein enges Verhältnis auch zu dessen Familie aufgebaut, konnte das Kind trösten und die Eltern entlasten. „Alles vorbei.“

Treffen kann sie den Sechsjährigen inzwischen zwar wieder, aber nur draußen. „Die enge Verbindung, die wir hatten, ist gerissen“, bedauert sie. Gleichwohl ist sie froh, dass sie den kleinen Patienten überhaupt sehen kann. Und er umgekehrt auch. Ein großes Glück, denn: „Im Kinderhospizdienst mussten wir seit März alle Begleitungen aussetzen, die in stationären Intensivpflegeeinrichtungen laufen“, so Dürr. Wie es im kalten Winter weiter geht, weiß Dungi-Pfeiffer noch nicht. „Mir graut davor,

den Jungen nicht mehr sehen zu können.“

Und die Pandemie hat weitere Auswirkungen. „Einige Menschen haben ihre Patientenverfügung geändert und wollen bei Verschlechterung ihres Zustands nicht mehr ins Krankenhaus“, sagt Schröder-Kunz. Die Angst vor Covid-19 spiele dabei eine untergeordnete Rolle. Vielmehr wollten die Betroffenen nicht riskieren, am Ende alleine zu sein. „Das Pflegepersonal gibt alles“, weiß Lichtenberger. „Wo keine Angehörigen

kommen dürfen, knapsen sie sich die Zeit selbst ab, um den Sterbenden beizustehen.“ Doch das ist nicht dasselbe.

Die traurige Lage geht nicht spurlos an den Ehrenamtlichen vorbei. „Wenn ich an meine Grenzen komme, mache ich mir bewusst, dass es nicht ohne die Einschränkungen geht und das die eben auch für uns gelten.“ Eine Alternative gibt es nicht. „Sonst kollabiert das Gesundheitssystem.“

Abbildung:

Foto: dpa.

Wörter:

931